Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 32 — Bremen-Berlin, den 6. August — 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Jedermann suchet dich. Von C. Munzinger. — Eine naturwissenschaftliche Apologie des Theismus. Von Prof. Dr. W. Nestle. — Christentum und Kultur. III. Von Gerhard Fuchs. — Das Zeichen des Propheten Jona. (Ein Wort zu den Wundern Jesu.) Von P. Asmussen. — Zur Abwehr. Von Dr. O. Beeck. — Eine letzte Bitte am Todestage Paul Krügers. Von A. Schowalter. — Den Manen des Schlachtenmalers und Friedenskämpfers Wassilij Wereschtschagin. Von Wilhelm Benignus. — Vom Büchertisch.

Jedermann suchet dich.

Marc. 1, 37.

Wenn ein junger Meister, der sich eben selbständig gemacht hat, sich des morgens von seinem Lager erhebt, so schaut er voll banger Erwartung dem Tage entgegen, ob auch Leute kommen werden, die Bestellungen bei ihm machen. Hier ist ein Meister, der das nicht braucht, hier ist ein Arzt, der nicht nach dem Sprechzimmer auszuhorchen braucht, ob Patienten seiner begehren. Aus allen Städten und Dörfern Galiläas kamen sie herbeigeströmt, daß schon in früher Morgenstunde die Jünger sich des drängenden Volks nicht mehr erwehren konnten. Jedermann suchte ihn.

Das ist freilich nicht immer so geblieben. Ich stand einmal auf dem japanischen Berg Fujigama, 4000 Meter über dem Meeresspiegel. Rings um mich eine große Zahl von Pilgern. Im Osten zog der erste Schimmer des Frührots herauf. Unsere Blicke hingen an der Stelle, an welcher die Sonne auftauchen mußte aus den Meeresfluten. Heilige Erwartung stand in den Augen der Pilger geschrieben, ihre Seele flog der Sonne entgegen, sie suchten die Sonne. Und als nun der erste zitternde Strahl herüberfiel, da, von Schauern der Andacht hingerissen, verneigten sie sich tief vor der Allmutter und begrüßten sie mit Händeklatschen. Wir stiegen den Berg hinab. Und als die Pilger am Nachmittage in der Ebene hinzogen, ermattet unter der glühenden Hitze, wie mancher mochte da über die Sonne klagen. Man suchte die Sonne nicht mehr, man wich ihr aus. So ist es Jesus ergangen.

Machen es ihm die Menschen unserer Tage denn anders? Früh am Morgen gilt es von allen: sie suchen Jesus; sie jagen nach all dem Herrlichen, das in ihm verkörpert ist, allem Großen und Guten und Wahren. Am Mittag aber, in den Niederungen, wenn des Tages Last und Hitze gar drückend auf ihnen liegt, haben sie die innere Kraft nicht mehr, ihn zu suchen. Den Blick zur Erde gesenkt, müde und vertrocknet, suchen sie nichts weiter, als was der Alltag bringt.

Und doch gibt es auch heute noch viele suchende Seelen, gibt ihrer sogar mehr, als es scheinen möchte. Oft sind sie gerade da am meisten zu finden, wo man sie am wenigsten vermutet, unter denen, die mit dem offiziellen Christentum gebrochen haben, welchen man nicht nur nachsagt, sondern die sich selbst auch vorsagen, daß sie von Jesus nichts mehr wissen wollen. Wem die Gelegenheit gegeben ist, die literarischen Erzeugnisse unserer Zeit zu verfolgen, zumal unsere Zeitschriftenliteratur, in welcher die Strömungen unseres Geschlechts am deutlichsten nachzittern, dem kann es nicht verborgen bleiben, daß ein mächtiges Suchen durch unsere Zeit geht, ein Fühlen und Tasten nach festem Grund in allem Fließen und Wogen, ein Sinnen und Sehnen nach unvergänglichen Gütern, ein Hungern und Dürsten und Schreien nach dem verlorenen Gott. Unsere Zeit mag sich abgewendet haben von Jesus; aber sie ist nicht mehr zufrieden in ihrer Entfremdung. Sie ist der Magnetnadel gleich, die unruhig hin und her fährt und zitternd nach dem verlorenen Pole sucht. Nehmt die Wochenblätter zur Hand, welche in jüngster Zeit aus religiösen und sittlichen Gründen auf das heftigste angegriffen wurden; aus mancher schier abstoßenden Illustration, aus mancher fast blasphemischen Bemerkung fühlt man es heraus wie eine heiße Sehnsucht, ein Suchen nach dem Übermenschlichen, nach dem Überirdischen. Das Suchen mag vielleicht zaghaft sein, oder auch ungeschickt wie die tappenden Finger einer unbeholfenen Kinderhand; es mag vielfach unbewußt sein und noch in der Irre gehen. Nun wohl, auch die Jünger sind gewiß erst dahin und dorthin gegangen und haben Jesus vergeblich gesucht, bis endlich der Geist sie nach jener einsamen Stätte führte, wo er im Gebet versunken weilte. So leben wir der guten Zuversicht, daß auch unserm Geschlecht und allen denen, die Jesus suchen, die Verheißung gilt: Wer da suchet, der findet.

Zweibrücken. C. Munzinger.

Eine naturwissenschaftliche Apologie des Theismus.*)

In einer Zeit, wo Häckels „Welträtsel" von Tausenden gelesen werden und noch jüngst die Rede des Professors Ladenburg viel Staub aufgewirbelt hat, wird eine Apologie des Theismus, gerade wenn sie von naturwissenschaftlicher Seite kommt, Beachtung beanspruchen dürfen. Eine solche liegt vor in Walthoffens Werk „Das Weltproblem und der Weltprozeß" und es lohnt sich, den Gedankengängen des auf naturwissenschaftlichem wie philosophischem Gebiet gleich belesenen Verfassers nachzugehen. Nach einem geschichtlichen Überblick über die kosmologischen Weltanschauungen und die wichtigsten religiösen und philosophischen Systeme alter und

*) Dr. Hippolyt Walter von Walthoffen, Das Weltproblem und der Weltprozeß. Gemeinverständliche naturwissenschaftliche und philosophische Studien. Wien und Leipzig. W. Braumüller. 1904. 338 S. 5 Mk.

neuer Zeit, wobei offenbar meist sekundäre Quellen zu grunde liegen, wendet sich der Verfasser dem systematischen Text seiner Aufgabe zu und behandelt in fünf Abschnitten: 1) die Entwicklungsvorgänge in der organischen Welt; 2) die kausal-mechanische und teleologische Weltauffassung; 3) die geistige Welt, deren Wesen, Schaffen und Zielstrebigkeit; 4) Dualismus und Monismus; 5) Welt und Gott. Auch hier tritt uns der Verfasser nicht gerade mit eigenen originellen Gedanken entgegen, sondern er sucht im Anschluß an Kant unter den älteren, an Mach, Ostwald, E. v. Baer, Reinke und insbesondere Wundt unter den neueren Forschern und Denkern, eine einheitliche Weltanschauung zu konstruieren.

In dem ersten der genannten Kapitel handelt es sich vor allem um die Stellung zum Darwinismus. Der Verfasser bekämpft hier nachdrücklich die sog. Selektionstheorie, gibt aber unumwunden zu, daß das verflossene Jahrhundert zwei wichtige Resultate gebracht habe, nämlich einmal, daß „die Überzeugung von dem entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang der Organismen Gemeingut aller naturwissenschaftlich Denkenden geworden sei und ferner die Aufstellung und den Ausbau einer Reihe von Theorien, welche das Rätsel der phylogenetischen Entwickung aufzuhellen trachten". Dabei wird darauf hingewiesen, daß Darwin selbst in seiner „Entstehung der Arten" doch zuletzt auf einen Schöpfer zurückgegriffen habe, „der den Keim alles Lebens, das uns umgibt, nur wenigen oder einer einzigen Form eingehaucht habe", und ebenso habe sich E. v. Du Bois-Reymond zum „kosmologischen Kreatismus" bekannt, d. h. zu der Lehre, daß „die göttliche Allmacht vor undenklicher Zeit durch einen Schöpfungsakt die ganze Materie so geschaffen habe, daß nach den dieser mitgegebenen unverbrüchlichen Gesetzen da, wo die Bedingungen für Entstehen und Fortbestehen von Lebewesen vorhanden waren, beispielsweise hier auf Erden, einfache Lebewesen entstanden, aus denen ohne weitere Nachhülfe die heutige Natur von einer Urbazille bis zu Newtons Gehirn ward". — Im folgenden Abschnitt gibt sich der Verfasser viele Mühe zu beweisen, daß Kausalität und Teleologie sich keineswegs ausschließen. Dabei macht er merkwürdigerweise einen Unterschied zwischen der organischen und anorganischen Natur: in der letzteren seien lediglich Kausalwirkungen, in der ersteren dagegen neben diesen auch Zwecke und Ziele anzuerkennen. Gerade die Idee einer Entwicklung vom Niederen zum Höheren bestärke in der Annahme eines teleologischen Prinzips und zwar sei das geistige Leben des Menschen der Endzweck, welchem der gesamte Lebensprozeß unserer Erde von Anfang an zustrebe. Denselben Zweck, die Entstehung geistbegabter Organismen, nimmt der Verfasser auch für alle anderen Planeten — nicht nur unseres Sonnensystems — an, wobei nur das Stadium der Entwicklung, in dem sie sich befinden, verschieden sei. — Auf dem Gebiet des geistigen Lebens wird die Seele als „die Summe unserer inneren Erlebnisse" definiert und die „Fiktion" einer transzendenten Seelensubstanz ausdrücklich abgelehnt. Damit fällt selbstverständlich auch die Unsterblichkeit. Die Idee der letzteren beruht auf „der Überzeugung von der Unvergänglichkeit der geistigen Entwicklung, verwandelt aber diese engherzigerweise in den Glauben an die Unvergänglichkeit des individuellen Bewußtseins." Aber trotzdem ist der Geist nicht etwa ein Produkt des Gehirns, sondern „das Geistesleben und -streben ist die Seele und der Kern aller Wirklichkeit, die große Achse, um die sich das ganze Universum dreht und ohne welche dasselbe ein bloßer lebloser Mechanismus, aber kein großartiger, zielstrebiger göttlicher Organismus wäre". — In den beiden letzten Abschnitten wird das Verhältnis von Geist und Materie, Gott und Welt behandelt. Der Pantheismus und Monismus werden zurückgewiesen und es ergibt sich dem Verfasser ein „empirischer Dualismus auf Grund des metaphysischen Monismus." Dualistisch ist diese „idealreale Weltanschauung" insofern, als sie einen wesentlichen Unterschied zwischen Geist und Materie anerkennt, monistisch insofern, als der letzte Grund der Welt ein einheitlicher, nämlich Gott, ist. „Die idealreale Weltanschauung betrachtet das Weltganze als geschaffen nach einer Idee, nach einem übersichtlichen Vorbild, nach einem vorbildlichen Gedanken; sie beruht darauf, daß die Welt nicht bloß real, sondern auch ideal angeschaut wird, daß sonach im Sichtbaren das Unsichtbare erkannt, in der Auswirkung das Gedankliche (Ideelle) verfolgt, das Äußere für die Innenwelt durchsichtig gemacht wird." Gott, der allmächtige Weltwille, ist wohl „in der Welt als deren Beherrscher immanent, mit ihr jedoch keineswegs identisch, sondern er steht als ihr Schöpfer und Gesetzgeber über der Welt und ist somit transzendent."

Zu diesen Hauptgedanken des Buches können wir uns einige kritische Bemerkungen nicht versagen. Wir haben da einen Theismus, der die Immanenz und Transzendenz Gottes zugleich behauptet, eine transzendente Einheit von Natur und Geist aufstellt, aber bei der empirischen Betrachtung beide unterscheidet. Wir haben einen Schöpfer, der aber als absolutes Wesen unpersönlich ist und eine räumlich unendliche Schöpfung, die zwar einen zeitlichen Anfang aber kein zeitliches Ende hat und nach unverbrüchlichen Gesetzen verläuft. Wir haben den Menschen als ein geistleibliches, sittlich-religiös veranlagtes und mit freiem Willen begabtes Wesen, aber ohne unsterbliche Seele. Bei einem so stark modifizierten Theismus fragt man sich denn doch: ist das nicht mehr eine Art Deismus oder aber, wenn die Immanenz Gottes in der Welt ernst genommen wird, verlohnt sich da noch die so nachdrückliche Polemik des Verfassers gegen den Pantheismus? Nach seiner Ansicht hat der Pantheismus drei Hauptfehler: 1) er führt zur absoluten Ursachlosigkeit; 2) das Absolute ist unbewußt und kommt erst im Menschen zum Bewußtsein; 3) er hat keinen Gott, wie ihn das religiöse Gemüt verlangt und keine Freiheit des Willens, wie sie die Ethik bedarf. Der erste dieser drei Einwände erledigt sich sehr einfach und läßt sich genau ebenso gut gegen den Theismus erheben: eine erste Ursache muß ihrem Wesen nach immer ursachlos sein. Ob wir sie nun Gott, oder Substanz oder Materie oder Urnebel oder Urzelle oder wie immer nennen. Wir stehen hier eben an einer Grenze unserer Vorstellungskraft. Mehr Gewicht hat der zweite Einwand, insofern es allerdings nicht wohl angeht, einer unbewußten Macht das Handeln nach Zwecken zuzuschreiben. Indessen hat es sich der Verfasser mit der Erklärung der unzweckmäßigen Vorgänge in der Natur auch gar zu leicht gemacht. Leugnen kann er ihr Vorhandensein ja nicht; aber mit der Behauptung, daß sie „notwendig seien, wenn es physikalische, chemische und organische Prozesse auf der Erde geben, wenn das Leben gedeihen soll", und daß sie als Ausnahmen „die Regel der Zweckmäßigkeit bekräftigen", ist gar nichts erklärt. Die Schwierigkeit, alles Weltgeschehen als zweckmäßig und vernünftig zu erweisen, ist mindestens ebenso groß als das tatsächlich Zweckmäßige aus einem unbewußten Weltgrund abzuleiten. Muß denn übrigens bei pantheistischer Auffassung der Welt der immanente Gott durchaus als unbewußt gedacht werden? Diese Frage führt uns auf den dritten der obigen Einwände. Gegen diesen kann man zunächst die Gegenfrage erheben: warum muß denn die Wirklichkeit alle „Bedürfnisse des menschlichen Gemüts" erfüllen? Das ist eine sentimentale Betrachtung der Dinge, die ihre Stelle in der Poesie, aber nicht in der Philosophie hat. Was aber die Willensfreiheit betrifft, so kommen wir mit ihr bei einer theistischen Weltauffassung in dieselben, ja noch in größere Schwierigkeiten als bei einer pantheistischen. Wie kann sich neben dem Willen Gottes der menschliche Wille behaupten? Das ist die große Frage, zu deren Lösung der Verfasser unseres Buches nicht den geringsten Versuch gemacht hat. Pantheismus und Theismus führen hier, wenn man konsequent bleibt, unausweichlich zum Determinismus. Will man diesen ablehnen, weil er dem Gefühl widerstrebt, so gibt es keine andere Lösung als die Kants, die übrigens ebenfalls großen Schwierigkeiten begegnet. Der Verfasser selbst bezeichnet „die Summe des physischen und psychischen Seins und Geschehens als die Kraftäußerung eines mächtigen Willens". Wie kann er denn damit den freien Willen des Einzelnen

in Einklang bringen? Und stimmt es damit überein, wenn er an anderer Stelle sagt: „An den beiden gleichartigen Erfahrungstatsachen des unsittlichen Wollens oder des Bösen und des unvernünftigen Denkens oder des Irrtums scheitert jede Hypothese, welche die endlichen Geister zu bloßen unselbständigen Erscheinungsformen oder Modis des Allgeistes machen wollte“? Das „Böse“ und der „Irrtum“ sind auf sittlichem und intellektuellem Gebiet ganz parallele Erscheinungen zu den „unzweckmäßigen“ Dingen und Vorgängen auf materiellem wie Mißgeburten und dergl. Ferner aber: faßt nicht auch der Theismus gute und böse Menschen als „Werkzeuge“ Gottes auf? „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott hat es (durch euch) gut gemacht.“ Und der Verfasser selbst nennt sowohl „die von niederen Trieben bewegten Massen, als auch die einzelnen heroischen Gestalten, Werkzeuge des alles Weltgeschehen beherrschenden Einen göttlichen Geistes.“ Wie steht es nun da mit dem freien Willen? Wir haben damit die schwächste Seite des Buches berührt: es fehlt fast vollständig eine Untersuchung des Verhältnisses von Gott zur Menschheit im einzelnen und in der Geschichte. Denn damit, daß man bloß behauptet, „es gebe sich in der Geschichte der Menschheit deutlich eine sittliche Weltordnung kund“, ist es nicht getan. Jeder Historiker wird dazu ein bedeutendes Fragezeichen setzen und mindestens den Versuch verlangen, die Grundlinien dieser sittlichen Weltordnung in der Geschichte aufzuzeigen.

Hinsichtlich der Form ist das Buch nicht nur durch zahlreiche Druckfehler und falsche Schreibungen (wie Ptolomaeus, Origines, das Nus, des Epitome) sondern mitunter auch durch ein fragwürdiges Deutsch entstellt. (S. VII „Gänze“ statt Ganzheit oder Vollständigkeit; S. 65 „der Grundgedanke des allerdings erst allmählich sich herausgebildeten christlichen Mysteriums“; S. 104 „er übergeht zu“; S. 333 „er anerkennt“; S. 317 daß Babel dem Hebräertum tief unterstand“ und ähnliches). Dagegen gestehen wir dem Verfasser gerne zu, daß er die von ihm erörterten Probleme mit Ernst und Besonnenheit behandelt und daß man nach naturwissenschaftlicher und naturphilosophischer Seite manches von ihm lernen kann. Goethe freilich ruft er mit Unrecht als Kronzeugen für seinen Theismus an. Dieser ist dem spinozistischen Pantheismus immer treu geblieben und was wir alle hinsichtlich der Welterkenntnis anstreben, kann nicht schöner und treffender gesagt werden als mit seinen Worten:

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre“!

Schöntal (Württemberg). Prof. Dr. W. Nestle.

Christentum und Kultur.

Von Gerhard Fuchs.

III.

Die evangelische Bewegung, die jetzt im Nachbarlande so kühnen Aufschwung genommen, wird mit ihrer Kulturkraft auch ein reineres Verständnis des Christentums vorbereiten; ein kräftigeres Lebensverständnis, als es der als Heilmittel vielgerühmte Spiritismus mit seiner unpersönlichen Hypnose vermag! Vielleicht gelangt dann auch der Pastorenstand unserer Kirche, die ja doch nicht selber das unfehlbare Christentum, sondern die Führerin und Vorhalle zum ewigen Geistestempel sein will, zu einem von Einsichtigen längst als berechtigt anerkannten öffentlichen Ansehen. Denn glücklich werden kann die Menschheit nur in gesunder Kultur, die sich bewußt ist ihres innigen Zusammenhanges mit dem Christentum. Nur eine Renaissance, eine Neu-Reformation der Kultur im evangelischen Geist kann auch unser Volk gesunden lassen. Dazu bedarf es keiner genialen Einfälle; nur selbstbewußter Persönlichkeiten. Wenn diese Versöhnung eingetreten, dann kommt auch endlich die Zeit, die feineren und tieferen Fragen der Kultur zu lösen, zu deren Beantwortung der Brunnquell des Christentums immer neue Anregung und erfrischende Kraft gewährt. Seinen Jüngern hat Jesus die Verheißung gegeben, daß sie größere Werke vollbringen würden als er. Das sind seine ewigen, zur Zeit noch von ihnen unfaßbaren Gedanken, die auszudenken, durchzudenken und zu verwerten die Aufgabe der Kulturgeschlechter sein wird; auch dann noch, wenn diese Erde längst ihren Untergang erreicht hat. Das ist der Fortschritt des Christentums, der allen denen, die dem Flügelschlag der Geschichte lauschen, es zuruft: Christus, der Herr! Freilich nur die das Leben lieben, werden auch wirklich leben! Aber das ist der Grundfehler der Deutschen, daß sie auch bei Lebensfragen mit der theoretischen Behandlung nicht fertig werden, und darüber das Praktische vergessen! Daß wir gutmütigen Gesellen es nur auch einmal lernten von unseren Gegnern, Herrenmenschen zu sein; uns einfach und stolz darüber hinwegzusetzen, was unseren höchsten Interessen, das ist unserer Lebenskultur, zuwider ist. Unser reckenhafter Luther muß uns nervösen Deutschen des zwanzigsten Jahrhunderts wieder ein freies, weil in Gott gebundenes, starkes, skrupelloses Gewissen schenken! Ich bin davon überzeugt, daß ehrlich denkende Menschen die im Eingange dieses Aufsatzes hervorgehobene These nicht bestreiten können noch wollen. Aber dafür wäre ich dankbar, wenn ich mit diesen Zeilen bei vielen einen lebendigen Anstoß hervorrufen könnte. Wir leben zwar nicht mehr in der Zeit der Disputationen; dennoch wird im Geisteskampfe die Wahrheit auch der gleichgültigen Masse offenbar. Und ich wäre der erste, der gerne und freudig an ernstgemeinter Debatte teilnehme, um das zu verfechten, was ich gesagt. Es muß etwas Herrliches sein, wenn um Kulturideale ritterlich gestritten wird; viele Vorurteile werden dabei beseitigt. Vor allem erwacht das Volk zur Begeisterung. Und es wird endlich selbst in seinem Nationalheiligtum, der Bibel, es nachprüfen, ob denn wirklich das Christentum kulturfeindlich sei. Denn so viel Bibelkenntnis darf man doch von den Gegnern des Christentums verlangen, daß sie sich über seinen evangelisch-sittlichen Ursprung im klaren sind. — Die katholische Kirche behauptet allerdings, die Wahrheit in abgeschlossener, sichtbarer Unfehlbarkeit zu besitzen; ihr Wesen ist Stillstand. Aber das Feuer, das der Nazarener entzündet, ist Ringen und Kampf um ewige Freiheit. Und die Triebe des Lebens, die von ihm ausgehend die Welt ohne Ende durchfluten und auch der einfachsten Seele Königsrechte verleihen, die bezeugen es, daß das Christentum die Wahrheit ist.

Ich bin am Ende meiner Ausführungen angelangt. Die ersten Frühlingsstürme der modernen Literatur sind bereits verweht; man hat schon angefangen, sich zu sammeln und zu vertiefen. Es braucht uns nicht bange zu sein ob solcher Kämpfe für die Zukunft unseres deutschen Volkes. In einem gewissenlosen Volke wären solche Geisteskämpfe nie geführt worden. Ein Volk, das einen Luther und Kant gebären konnte: es muß bei allen Abwegen doch wieder zurück zu den tiefsten Tiefen des deutschen Gewissens! Eine Menschheit, aus der ein Jesus Christus erstehen konnte: deren Schicksal kann nicht Materialismus, Selbstsucht und Tod sein! Sie irrt, wie der zweifelnde Faust, allerdings so lang sie strebt, — aber den Drang wird sie nicht los, der sie den rechten Weg führt der Lebenskultur, den Weg zu Gott! In dieser Faustnatur steht es geschrieben, daß beides unverbrüchlich zusammengehört: Christentum und Kultur!

Das Zeichen des Propheten Jona.

(Ein Wort zu den Wundern Jesu.)

Im Evangelium des Matthäus, Kap. 12, 38—41 lesen wir: „Hierauf antworteten ihm einige von den Schriftgelehrten und Pharisäern: Meister, wir wünschen ein Zeichen von dir zu sehen. Er aber antwortete ihnen: Ein böses und ehebrecherisches Geschlecht begehrt ein Zeichen und es soll ihm kein Zeichen gegeben werden als das Zeichen des Propheten Jona. Denn wie Jona im Bauche des Un-

tieres war drei Tage und drei Nächte, so wird der Sohn des Menschen im Schoße der Erde sein drei Tage und drei Nächte. Die Männer von Niniveh werden aufstehen im Gerichte neben diesem Geschlechte und werden es verdammen, denn sie haben Buße getan auf die Predigt Jona, und siehe, hier ist mehr denn Jona." Ähnlich lesen wir im Evangelium des Lukas, Kap. 11, 29. 30. 32: „Da aber die Massen versammelt waren, begann er zu sprechen: Dieses Geschlecht ist ein böses Geschlecht, es fordert ein Zeichen und es soll ihm keins gegeben werden, als das Zeichen Jona. Denn wie Jona für die Niniviten zum Zeichen wurde, so wird es des Menschen Sohn sein für dieses Geschlecht. Die Männer von Niniveh werden aufstehen im Gericht neben diesem Geschlecht und werden es verdammen. Denn sie haben Buße getan auf die Predigt Jona und siehe, hier ist mehr denn Jona." Endlich lesen wir noch zu Anfang von Matth. 16, daß Jesus Pharisäer und Sadduzäer, die ein Zeichen vom Himmel von ihm begehrten, zurückgewiesen habe damit, daß diesem Geschlecht kein Zeichen gegeben werden solle, als das Zeichen des Propheten Jona. An dieser Stelle steht aber nicht, was unter dem Zeichen des Propheten Jona zu verstehen ist.

Was haben wir denn nun unter dem Zeichen des Propheten Jona zu verstehen? Am nächsten mag es liegen, mit der zuerst angezogenen Matthäusstelle daran zu denken, daß das Abenteuer des Propheten mit dem Walfisch sinnbildlich bezogen werden kann auf Begräbnis und Auferstehung Jesu. Jesu Verweilen im Totenreiche und seine nachherige Auferstehung wäre dann das große Zeichen, das seinem Geschlechte gegeben werden soll. Aber in der Lukasstelle redet Jesus fast genau dieselben Worte, nur vom Walfisch redet er nicht. Aber ist denn das Abenteuer mit dem Walfisch für die Bewohner von Niniveh das Zeichen gewesen, dem sie glaubten? Einerlei, ob die Geschichte des Propheten Jona wahre Geschichte, von der Sage ausgeschmückte Geschichte oder Legende ist, von dem Walfisch hat man in Niniveh sicher nichts gewußt. Sollte man etwas davon gewußt haben, so mußte es der Prophet selber erzählt haben. Davon steht nun aber im Buche Jona nichts, da steht nur, daß er den Untergang der Stadt verkündigt habe. Für ihn lag auch keine Veranlassung vor, die Geschichte seines Ungehorsams und seiner Strafe zu erzählen. Dadurch konnte seine Predigt weder illustriert noch der Eindruck derselben verstärkt werden. Auch in der Aufforderung des Königs zu einer allgemeinen Buße ist von Jona und dem Walfisch keine Rede. Die Predigt, und diese allein hat das Sündenbewußtsein zunächst des Königs, dann aber auch der Untertanen geweckt und sie hoffen, durch aufrichtige Buße Gnade vor Gott zu finden. Jesus setzt aber das Zeichen des Propheten Jona in ursächliche Verbindung mit der Bekehrung der Niniviten, Jona wurde für die Niniviten zum Zeichen, und da sie vom Walfisch nichts gewußt haben, kann das nicht das Zeichen des Propheten Jona sein, daß ihn ein Walfisch verschlang und nach drei Tagen wieder ausspie.

Daraus folgt dann weiter, daß die Stelle, die vom Walfisch handelt, Matth. 12, 40 ursprünglich in diesen Zusammenhang gar nicht hineingehört und zum ursprünglichen Herrenwort gar nicht hinzugehört, also auch von Jesus nicht gesprochen worden ist. In der Sammlung von Herrenworten, die Lukas bei der Abfassung seines Evangeliums benutzte, stand die Stelle vom Walfisch noch nicht, sonst würde er sie nicht ausgelassen haben. Wie kam sie denn aber in das Matthäus-Evangelium hinein? Entweder hat der Evangelist das ursprüngliche Herrenwort nicht verstanden und hat es erklären wollen, oder ein späterer Abschreiber hat sie als eine erklärende Randnote an den Rand geschrieben und sie ist von da in den Text hineingeraten. Das muß aber verhältnismäßig früh geschehen sein, da, soviel uns bekannt ist, alle vorhandenen Handschriften diese Stelle haben. Die Vermutung, daß diese Stelle nachträglich als Erklärung in den Text hineingedrungen ist, wird noch dadurch bestätigt, daß die Stelle im Text des Lukas: „Denn wie Jona den Niniviten zum Zeichen wurde, so wird es auch des Menschen Sohn sein für dieses Geschlecht!" im Texte des Matthäus ausgefallen ist. Diese Stelle ist also vom Evangelisten oder von einem Abschreiber nicht verstanden worden, er hat sie entweder durch die Stelle vom Wunder mit dem Walfisch am Rande des Textes erklären wollen oder er hat die vorgefundene Stelle durch die jetzt dort stehende ersetzt. Auf alle Fälle aber hat er die Stelle nicht verstanden.

Was denn nun ist das Zeichen des Propheten Jona? Irgend ein Wunder kann es nicht sein, denn Jona hat kein Wunder getan und von dem Wunder an Jona haben die Bewohner von Niniveh nichts gewußt. Wenn trotzdem Jona den Niniviten ein Zeichen war, so kann er es nur durch das gewesen sein, was das Buch über ihn meldet, nämlich durch die Bußpredigt. Er ist doch eben den Niniviten nichts weiter gewesen als ein Bußprediger, nicht ein Wundertäter, denn es werden von ihm keine Wunder berichtet und nicht ein Mann, an dem Wunder geschehen sind, denn von solchen haben die Niniviten nichts gewußt. Daß Jesus die Sache auch so gemeint hat, geht aufs deutlichste daraus hervor, daß er die Niniviten beim jüngsten Gericht aufstehen und zeugen läßt gegen sein Geschlecht und nur darum, weil sie auf Jonas Bußpredigt hin Buße getan haben, während Jesu Geschlecht auf seine Bußpredigt hin keine Buße tut, und er ist doch mehr als Jona. Man könnte dagegen einwenden, daß doch Jonas Predigt eine eigentliche Bußpredigt gar nicht gewesen ist, er fordert ja die Niniviten gar nicht zur Buße auf, sondern verkündigt nur den Untergang der Stadt, ja er murrt gegen Gott, als dieser das angedrohte Strafgericht nicht hereinbrechen läßt, sondern die Buße der Niniviten annimmt. Aber in Jesu und schließlich doch auch in unseren Augen steht die Bußfertigkeit der Niniviten größer da, wenn sie auch dann noch eintritt, wo nach dem Prophetenwort eigentlich gar kein Zweck damit erreicht wird. Sie wollen eben versuchen, durch die Buße doch noch etwas zu erreichen. Jesu Meinung ist also die, daß seine Zeitgenossen ein Zeichen von ihm fordern und sie haben von ihm weiter nichts zu fordern als die Bußpredigt. Wollen sie sich damit nicht begnügen, so werden die Bewohner von Niniveh sie verdammen, die Buße getan haben, obgleich Jona ihnen eigentlich die Gnadentür verschlossen hat, während Jesus seinen bußfertigen Zeitgenossen die Gnadentür weit geöffnet hat. Sie haben sich die Gnadentür geöffnet und Jesu Zeitgenossen mögen durch die geöffnete Gnadentür nicht eingehen. Darum werden aber auch die Niniviten im jüngsten Gerichte den Zeitgenossen Jesu das Verdammungsurteil sprechen.

Nach dieser Stelle lehnt also Jesus es ab, ein Zeichen zu tun, seine Predigt mag ihnen genügen. In gewisser Weise steht also die Stelle in einem nicht ohne weiteres zu lösenden Widerspruch mit dem, was uns über die Taten Jesu berichtet wird. Denn darüber sind sich doch die Evangelien einig, daß Jesus Wunder und Zeichen in Menge getan hat, und hier lehnt er es nicht nur ab, ein Wunder zu tun, sondern es scheint auch, als ob er niemals ein Zeichen getan hat noch tun wird. Man hat den Widerspruch schon so zu lösen gesucht, daß man sagte, alle Berichte über die Wundertaten Jesu gehörten der Sage an und der Jesus der Evangelien sei gleichsam nur ein Produkt der Sagenbildung unter den ersten Christen. Der historische Jesus, meint man, habe mit dem Christusbilde der Evangelien keine Ähnlichkeit gehabt, er sei in weit unscheinbarerem Gewande einhergewandelt, als Volksredner und Bußprediger, und was über sein Leben und seine Taten Wunderbares gemeldet werde, sei unbewußte Dichtung seiner Anhänger, die sich ihren Herrn und Meister nur als Täter wunderbarer Taten vorstellen konnten.

Aber mutet man durch diese Annahme nicht doch der Tragkraft eines einzelnen Herrenwortes zu viel zu? Auf der einen Seite steht die ganze evangelische Überlieferung, die Jesus als Wundertäter kennt, auf der anderen ein einzelner Ausspruch Jesu, der zu beweisen scheint, daß er Wunder nicht getan hat noch tun will. Freilich mit der bequemen

Ausrede, daß das angezogene Herrenwort unecht sei, kommt man nicht weit. Wer sollte ein Wort erfinden, das aller Tradition ins Gesicht schlägt und das sich nirgends als Beweisstelle für eine christliche Lehre verwenden läßt, wohl aber in den Händen der Gegner als eine Waffe gegen die Christen brauchbar sein konnte? Die Echtheit der Stelle ergibt sich auch schon daraus, daß, wie oben dargetan, die Stelle bei der Abfassung des Matthäus-Evangeliums oder von einem sehr frühen Abschreiber nicht mehr verstanden und daß aus dem Zeichen, welches Jona selber war, der Walfisch gemacht wurde. Die Stelle muß mithin als altbezeugt und echt gelten.

Zur Erklärung unserer Stelle mag es darum notwendig sein, einmal zu erfahren, wie Jesus über seine Wundertaten denkt. Als ihm einst vorgeworfen wurde, er treibe Teufel aus durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, fragt Jesus sie: „Wenn ich durch Beelzebub Teufel austreibe, durch wen treiben sie eure Söhne aus?“ Unter ihren Söhnen versteht Jesus ohne Zweifel Leute aus ihrem Volke. Es ist bekannt, daß die Juden damaliger Zeit die meisten Krankheiten als Besessenheit erklärten, also als eine Einwirkung böser Geister. Die Besessenheit ist keineswegs eine besondere, der damaligen Zeit eigentümliche Krankheit, auch nicht Geisteskrankheit, Epilepsie rc., sondern nach dem Sprachgebrauch damaliger Zeit konnte man die meisten, wenn nicht alle Krankheiten, als Besessenheit bezeichnen. War aber die Krankheit Besessenheit, so war die Heilung Teufelaustreibung. Nun ist es durch zeitgenössische Schriftsteller bezeugt, daß man den Juden die Gabe der Teufelaustreibung besonders zuschrieb. Durch magische Sprüche und Formeln, durch Anrufung und Anwendung mächtiger Namen, durch Geberden und Bewegungen, durch Zurhülfenahme zauberkräftiger Steine und Wurzeln zwang angeblich der Kabbalist den Dämonen, sein Opfer loszulassen. Und man braucht sich ja nicht zu wundern, daß man von solchen Gauklern Heilung erwartete und auch zu sehen glaubte. Auch heute noch läuft nicht nur das Landvolk weit mehr zu klugen Männern und Frauen als man gewöhnlich annimmt, auch der Gebildete geht zu wunderbaren Kurpfuschern und Quacksalbern. Und wenn man aus den Werken damaliger Gelehrter sieht, mit welch phantastischen Mitteln der Arzt seine Patienten zu kurieren pflegte, so wundert man sich gar nicht, daß der Bannspruch des Kabbalisten mächtiger war als des Arztes Medikamente. Auch heute noch ist ja das Vertrauen des Patienten zur Kunst seines Arztes ein wichtiger Heilfaktor, und so wird es bleiben, der Konnex zwischen Körper und Seele ist zu innig.

Jesus ist nun nie als Kabbalist von der Art aufgetreten, die damals unter den Juden nicht selten waren. Was sie durch Spruch und Namen und Zaubermittel erreichen wollten, das tat bei ihm ein Wort, denn er war mehr als sie und wußte, daß er mehr war. Wußte er, daß er ein Prophet, daß er der Messias war, so mußten auch Selbstvertrauen und Gottvertrauen mächtig genug in ihm sein, daß er Worte sprechen konnte, die im Munde anderer Staubgeborener Wahnwitz gewesen wären. Sich in die ihn beherrschende Seelenstimmung hineinzudenken, wird uns nie gelingen, wir können sie nur von ferne ahnen. Auf der anderen Seite aber brachte Israel seinen Propheten auch einen Glauben, ein Vertrauen entgegen, von dem wir uns in unserer verstandesnüchternen Zeit auch keine Vorstellung machen können. Die Kranken warten ja nicht, bis er mit seiner Hülfe kommt, sie suchen ihn auf und bitten ihn um Hülfe und ihre Angehörigen bringen sie zu ihm. Was in dieser glaubensvollen Atmosphäre ein Wort tun kann, ein Wort von dem, an den man glaubt, das wird man wohl denken können. Allerdings den Glauben verlangt Jesus auch von seinen Kranken, und wo der fehlt, da kann er keine Wunder tun, wie im ungläubigen Nazareth. Aber da wird er nicht an seiner Kraft irre, sondern er verwundert sich nur über ihren Unglauben. Auch kommt es vor, daß der Glaube nicht stark genug ist, um die Genesung zu einer dauernden zu machen. In solchen Fällen sagt man entweder, daß der Kranke von mehreren Teufeln besessen ist oder daß der ausgetriebene Teufel wiederkommt. Jesus weiß wohl, daß es in solchen Fällen mit dem Menschen ärger wird als vorhin. Aber auch für solche Zufälle ist nicht er, sondern allein der Kranke verantwortlich.

Auch der oft von ihm gehörte Ausspruch: Dein Glaube hat dir geholfen! beweist es, daß Jesus seine Wunder nicht als von ihm allein getan angesehen wissen wollte, sondern daß der Glaube des Kranken mindestens ebenso viel tun muß als sein Wort. Freilich will er sie als Taten angesehen wissen, die er mit göttlicher Hülfe vollbringt, und weist jede andere Deutung als schwere Lästerung zurück. Aber die Juden erkennen doch auch an, daß ihre Kabbalisten nur mit Gottes Hülfe ihre Teufelsaustreibungen vornehmen und mit den Kabbalisten, mit ihren Söhnen, will er auf eine Stufe gestellt werden, wenn er spricht: Wenn ich den Teufel durch Beelzebub austreibe, durch wen treiben sie eure Söhne aus? Er meint: Wenn ihr gewiß seid, daß der Kabbalist schließlich doch nur mit Gottes Hülfe den Teufel bezwingt, so müßt ihr von mir dasselbe annehmen, denn ich tue dieselben Werke. Ob er nicht doch schließlich, ebenso wie wir es tun, seine Wunder höher bewertet, läßt sich weder bejahen, noch verneinen. Von dem Glauben, der sich nur auf Zeichen und Wunder gründet und der manchmal über das Stadium der Verwunderung nicht hinauskommt, hält er nicht viel, er mag ja auch von seiner Predigt mehr Erfolg gesehen haben als von seinen Wundern. Darum will er auch gar nicht als großer Wundertäter gepriesen werden, und mehr als einmal hören wir, daß er den Leuten verbietet, von seinen Wundern zu reden.

Dadurch gewinnt aber auch unser Spruch vom Zeichen des Propheten Jona eine andere Bedeutung. Nicht wegen der Zeichen, die er tut, soll man an ihn glauben, sondern wegen der Worte, die er redet. Seine Predigt ist so wichtig, daß ihr gegenüber die Zeichen in ihrer Bedeutung verschwinden. Von seinen Zeichen mag man vielleicht urteilen, daß sie nicht größer sind als andere, von Zeitgenossen getane. Darauf legt er gar kein Gewicht. Die Wunder, die er getan hat, sind ihm so völlig Nebensache, daß er sie ganz ignorieren kann. An ihn glauben, tun, was er ihnen sagt, darauf kommt ihm alles an. Darum vergleicht er sich mit Jona, der zur Beglaubigung seiner Predigt kein Zeichen tat, und im weiteren Verlaufe der Stelle mit Salomo, dessen Weisheitsreden die Königin vom Süden heranlockt und der auch keine Wunder tat. Bußpredigt und Weisheitsrede sind seine Zeichen, nicht Wunder, die vielleicht auch von anderen getan werden können.

Aus der Stelle Matth. 16 wissen wir, daß man nicht einfach ein Zeichen von ihm verlangt, sondern ein Zeichen vom Himmel. Was sie darunter verstehen, sagen sie freilich nicht, doch gehen wir wohl nicht irre, wenn wir an ein besonders augenfälliges Wunder denken. Auch anderswo erfahren wir, und zwar im Anschluß an den Bericht über eine Teufelaustreibung Jesu, daß sie ein Zeichen vom Himmel von ihm begehrten. Was sie von ihm sahen, war in ihren Augen wohl zu wenig bedeutend. Machte er Anspruch darauf, ein Prophet und mehr als ein Prophet zu sein, so erwarteten sie größere Wunder. Tatsächlich hat es in jenen Tagen Schwarmgeister gegeben, die an ihre eigene Sendung glaubten und Zeichen und Wunder tun wollten, und zu Tausenden lief ihnen das Volk zu. So wird erzählt von Theudas, der das Volk in die Wüste führte, um es, wie einst Josua, trockenen Fußes durch den Jordan zu führen. So führte jener ägyptische Jude, mit dem der Oberste der Kohorte Paulus bei seiner Gefangennahme verwechselte, das Volk auf den Ölberg, auf daß sie Zeugen würden, wie er die Mauern des heidnisch gewordenen Jerusalem einstürzte. So versammelte noch, da die Römer den Tempel erstürmten und Feuer den heiligen Bau ergriffen hatte, ein Prophet Tausende in den östlichen Hallen des Tempels und verhieß ihnen, nun werde das Zeichen des Messias erscheinen. So

tritt auch der Versucher an Jesus heran, stellt ihn auf des Tempels Zinne und spricht: Laß dich hinab.

Solcher Art waren mithin die Zeichen, die das Volk von seinen Propheten und von seinem Messias erwartete. Solchen Erwartungen gegenüber mochten sie sich von den einfachen Krankenheilungen und ähnlichen Zeichen Jesu nicht befriedigt fühlen, sintemal diese auch von Leuten verrichtet wurden, die keine Propheten waren und sein wollten. Solchen überspannten Erwartungen gegenüber verhielt sich Jesus nun durchaus ablehnend. Er erkannte die Aufforderung, solche zu tun, als Versuchung. Solchem Ansinnen gegenüber verwies er auf das Zeichen des Propheten Jona und weist darauf hin, daß er nicht gekommen ist, die Neugier schaulustiger Massen zu befriedigen, sondern das Volk zur Buße zu rufen. Wer nicht glauben und sich nicht bekehren will, der mag sich von den Bewohnern von Niniveh richten lassen, der wird in seinem Unglauben von ihnen verdammt werden, denn sie haben von Jona kein Zeichen verlangt, durch welches er ihnen seine göttliche Sendung beweisen sollte.

Leck (Schleswig). P. Asmussen.

Zur Abwehr.

Der Rationalismus wird immer noch angeklagt als Verderber der Frömmigkeit und Kirchlichkeit. So hat es jüngst noch der Bonner Professor Dr. Ecke getan in seinem Buche über die theologische Schule Albrecht Ritschls. Der älteste Schüler und Freund Ritschls, D. Thikötter in Bremen, erhebt nun in einem trefflichen Aufsatz in den deutsch-evangelischen Blättern gegen Ecke eine ernste Kritik und weist ihm für Rheinland und Westfalen und für Bremen die historische Unrichtigkeit seiner Urteile nach. Er will ihm auch die Verurteilung des alten Rationalismus auf das richtige Maß zurückführen helfen. Das ist Thikötter vollkommen gelungen, und Ecke wird Grund haben, seine Urteile zu revidieren.

Thikötter weist z. B. auf R. Rothe hin, der den Rationalismus zwar eine schlechte Theologie, aber keine üble Religion genannt habe. Er beschreibt die Gläubigkeit der neulutherischen, unionsfeindlichen Theologie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Ecke fast in rosigem Lichte zeigt. „Neben den Korb mit ausschließlich schwarzer Wäsche (des Rationalismus) wird von ihm ein Schrein gestellt, in dem ausschließlich rein gewaschenes und geglättetes Leinen (des orthodoxen Pietismus) sich findet.“ „Wie viele von den Männern, die Ecke glorfiziert, waren im Leben die erbittersten Streithähne.“ Und wie haben z. B. Männer wie Münchmeyer, Petri, Löhe, Vilmar über die innere Mission Wicherns geurteilt! Es ist wahrhaftig ein verdientes Gericht, das über Ecke hier ergeht; sein Buch ist gänzlich unbrauchbar für einen Geschichtsforscher der späteren Zeit.

Für Bremen weist das Thikötter noch besonders nach: „Von einem erst durch orthodoxen Pietismus oder Konfessionalismus herbeigeführten Aufschwung des religiös-kirchlichen Lebens in Bremen kann nicht die Rede sein.“ Wir haben an reformierten Kirchen überhaupt nur ein paar Rationalisten gehabt. Die werden doch nicht alles verdorben haben, und warum war denn die folgende Generation der „gläubigen“ Prediger nicht stark genug, das Gift des Rationalismus wieder auszudrücken? Der unbefangene Thikötter will den kritischen Rationalismus Semlers, den Rationalismus der spekulativen Theologie, den ethischen Rationalismus Kants nicht in denselben Topf geworfen haben, wie den öden Rationalismus vulgaris, den Hase bekämpft und besiegt hat. Wer etwas von der Bremer Kirchengeschichte des letzten Jahrhunderts kennt, wird die Eckesche Darstellung der bremischen kirchlichen Verhältnisse nur als höchst einseitig bezeichnen können. So parteiisch verfährt er. Ob Ecke auch nach Erscheinen dieses Bandes noch zum Professor berufen worden wäre? Ein „gläubiges“ Buch empfiehlt ja heute in Preußen, während die tüchtigsten Dozenten außer Landes gehen müssen oder nicht befördert werden.

Durch solche Geschichtsschreibung tritt nur eine geistige Brunnenvergiftung ein. In einem Aufsatze „Zum Heimgange des ersten Bremer Stadtmissionars C. W. Hax“, eines Zöglings des Rauhen Hauses, spricht Pastor Schmidt an St. Pauli, der etwa seit 1½ Jahren hier ist — Ecke war auch nur einige Jahre in Bremen —, von dem Rationalismus, „dessen böse Frucht jetzt eigentlich erst die deutsche Kirche in der allgemeinen Entkirchlichung und Abneigung der Geister gegen religiöse Kräfte erntet“. Die Abhandlung Thikötters dürfte ihn doch wohl eines anderen belehren, wenn er Männer wie Schleiermacher, Rothe, Hase, Harnack nicht hören will, die doch etwas anders urteilen. Die Tätigkeit der Inneren Mission und der Brüder des Rauhen Hauses in allen Ehren, glaubt Schmidt wirklich, daß für diese Form der Religion noch je einmal der bremische Bürgerstand gewonnen werden könnte? Sollte er sich nun nicht freuen darüber, daß freie Männer und Frauen doch noch zur evangelischen Kirche halten, daß auch Männer des Protestantenvereins regen Anteil am Aufbau des religiösen und kirchlichen Lebens unserer Stadt nehmen? Hört denn die Unsitte nicht auf, die Frömmigkeit abzuschätzen nach dem Bekenntnis zu ein paar Formeln, welche die Väter geprägt haben, die doch auch den Unerforschlichen nicht mit anderen Mitteln, nämlich Bildern, beschreiben konnten, als wir? Wir wünschten unserer Kirche etwas mehr von dem Geiste des ethischen Rationalismus eines Kant, dessen rationalistische Schüler nicht hinter den Männern der heutigen Kirchlichkeit zurückzustehen brauchten. Dann kämen keine Mirbachiaden vor, dann hätten die Positiven nicht im letzten Jahrzehnt so viele böse Fälle im Norden wie im Süden erlebt, mit Männern, welche sich ihres „rechten“ Glaubens brüsteten und nachher nicht einmal in den Anfängen des sittlichen Lebens bestanden. Math. 7,21 besteht noch zu Recht. Den Rationalismus lassen wir nicht insgemein schmähen.

Bremen. Dr. O. Veeck.

Eine letzte Bitte am Todestage Paul Krügers.

Seit den Tagen der großen Volksbegeisterung für die Buren ist die Opferwilligkeit für diese südafrikanischen Brüder nicht mehr eingeschlafen. Immer noch fließen die Gaben, wenn auch spärlicher als früher und ohne Zusammenhang mit einem bestimmten Zweige der Hülfstätigkeit. Es entspräche nicht dem so groß begonnenen Werke christlicher Nächstenliebe, wenn es allmählich einschlafen und der Strom der Gaben langsam versanden würde. Wir müssen ihm einen Abschluß geben, der des Anfanges würdig ist, und die noch vorhandene Liebe konzentrieren auf ein erreichbares bestimmtes Ziel. Die allgemeine Not des Burenlandes ist noch so groß, daß einzelne Gaben verschwinden wie der Tropfen auf dem heißen Stein; und in großem Maßstabe zu helfen geht über unsere Pflicht und über unsere Kraft. Laßt uns darum in dem Rahmen, wie er uns durch die Verhältnisse vorgezeichnet ist, als Abschluß ein Werk der Bruderliebe schaffen, das einem übersehbaren und abgrenzbaren Notstand zu begegnen sucht und uns zugleich persönlich verbindet mit denen, die unsere Hülfe erfahren. Wie unser eigenes Empfinden, so fordert auch die Lage der Buren den Abschluß der Hülfstätigkeit durch eine einmalige Tat. Ihre Führer müssen übersehen können, auf was sie noch rechnen dürfen, um darnach den Umfang der Arbeit zu richten, die sie zur Linderung der Not noch auf sich nehmen können.

Für uns kommt hier nur in Betracht die kirchliche und religiöse Not des Burenvolkes. Seine Kirche kämpft heute einen Heldenkampf des Glaubens zur Erhaltung der jungen Generation im Glauben und in der Art der Väter. Der Krieg hat das Volk in dieser Erziehungsarbeit um ein paar Jahrzehnte zurückgeworfen und der Ausgang des Krieges lastet drückend auf den Gemütern. Da ist denn der Kampf

um die nationalen Güter des Friedens schwerer als je. Müssen wir diesen Glaubensgenossen nicht einen sichtbaren Beweis geben, daß sie in diesem geistigen Kampfe nicht allein stehen, sondern daß die ganze Christenheit sich mit ihnen sorgt? Wem jedes Volkes innere Geschichte ein Abschnitt aus der Geschichte des Reiches Gottes ist, dem kann als Christen der Gedanke an die Gefahr, in der sich das burische Christentum befindet, nicht gleichgültig sein.

Die Burenkirche hat es für ihren Zweck als die wichtigste Aufgabe erkannt, die Erziehung der Jugend in den Händen zu behalten. Der Staat hat ihr den bescheidenen Einfluß, den sie in den Staatsschulen in dieser Richtung ausüben wollte, nicht zugestanden. So hat sie eigene Schulen gründen müssen, in Transvaal allein über 200. Sie will hier das Gedächtnis der Väter heilig halten, denn jede große Volksgeschichte ist ein Bildungsmittel vor allen anderen für die Jugend dieses Volkes. Sie will hier den einfachen Gottesdienst nach väterlicher Art pflegen, in der Überzeugung, daß burisches Christentum, wenn auch nicht vollkommen, so doch ein unveräußerliches Gottesgut ist. Sie hat Pfarrhäuser zu Schulen umgewandelt, und man hat selbst vorgeschlagen, aus Kirchen Schulhäuser zu machen. Christlich-nationale Erziehung der Jugend ist heute die höchste kirchliche Aufgabe. Aber auch, wie mir das Haupt der Kirche schreibt, ein „Hoffnungsstern in dunkler Nacht“.

Die Mittel für die Durchführung dieser Aufgabe vermag das verarmte Volk wenigstens in den nächsten zwei oder drei Jahren noch nicht aus eigener Kraft aufzubringen. Und besonders müssen diejenigen zurückgesetzt werden, die zu den Erziehungskosten gar nichts beitragen können. Das sind arme Waisen. Für sie sind wohl schon 10 Waisenhäuser errichtet, aber das genügt bei weitem nicht. In Holland und Frankreich sind die Sammlungen zur Unterstützung der Burenschulen wieder aufgenommen worden; so laßt denn auch uns nochmals einen Teil der Arbeit übernehmen und durch Errichtung eines Waisenheimes aus deutschen Mitteln (in Transvaal) die Erziehung der heranwachsenden Generation in Glaube und Art der Väter fördern.

Nur für zwei, höchstens drei Jahre braucht dieses Heim aus fremden Mitteln erhalten zu werden. Dafür sind 60000 Mark mindestens, 80000 Mark höchstens nötig. Eine Gabe des evangelischen Deutschlands an evangelische Brüder soll diese Summe sein. Sie muß auf einmal und zwar rasch aufgebracht oder doch gezeichnet werden. Damit soll dann die Liebestätigkeit für die Buren definitiv abschließen. Es ist ein befriedigender Abschluß; wir können uns dann sagen, getan zu haben, was wir konnten, und wir können uns um so ruhiger anderen Aufgaben zuwenden. So wird noch am ehesten eine Störung anderer Sammlungen durch den Gedanken an die Not der Buren und die Arbeit für sie vermieden. Andere Liebeswerke können darum durch diese Waisenunterstützung keine nennenswerte Schädigung erfahren. Zudem: was wir für die Buren in diesem Sinne tun, tun wir für die Kultur überhaupt, denn die ganze Kulturwelt ist an der sittlichen Entwicklung Südafrikas direkt interessiert; wir tun es auch für Gottes Reich, denn die Burenkirche hat die Losung ausgegeben: „Südafrika für Christus!“

Wer mithelfen will an diesem Christenwerke, schicke seine Gabe an die Redaktion eines der unterzeichneten Blätter. Wer die Größe seiner Gabe abhängig machen will von dem Ertrag der Sammlung überhaupt oder von irgend einer anderen Bedingung, der schicke eine Erklärung, bis zu welcher Höhe er beizusteuern bereit ist, an den unterzeichneten Pfarrer Schowalter. Sobald Einzahlungen und Zeichnungen die oben angegebene Höhe erreicht haben, wird geschlossen, denn es soll im Interesse anderer Sammlungen unserem Lande nicht mehr Geld entzogen werden, als unbedingt nötig ist.

Jettenbach (Pfalz). A. Schowalter.

Beiliegenden Aufruf haben mitunterzeichnet:
v. Below-Frankfurt a. M. (Vors. des „Vereins christlicher junger Männer“), Richter Dr. Blendermann-Bremen, Frau Oberst Blomeyer-Bartenstein-Berlin, P. D. v. Bodelschwingh-Bielefeld, Mitgl. d. H. der Abgeordneten, P. Lic. Dr. Böhmer-Raben („Studierstube“), P. Bunke-Berlin („Reformation“), Konsistorialrat Decker-Speyer, P. Emde-Bremen („Protestantenblatt“), P. Doerr-Wiesleth („Die Kirche“), Frau Marie Fischer, geb. Lette-Berlin, P. Gerok-Stuttgart, Arzt Dr. Griese-Berlin, P. Gußmann-Leipzig („Alter Glaube“), Oberstleutnant a. D. Ulrich von Hassell („Monatsschrift für Stadt und Land“), Dekan Drescher-Homburg, Prof. D. Dr. Haußleiter-Greifswald, Oberlehrer Henkel-Göttingen, P. Herrmann-Gölshausen („Kirchen- u. Volksblatt“, Sonntagsblatt für Baden), P. D. Hölscher-Leipzig („Allgem. Luth. Kirchenzeitung“), Rechtsanwalt A. M. Jacobsen-Hamburg, P. D. Kind („Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft), P. Mühlhäusser-Karlsruhe („Korrespondenzbl.“), Paula Müller-Hannover (Vors. des „Deutsch-Evangelischen Frauenbundes“), Dr. E. Müller („Reichsbote“), Kaufmann Jacob Latscha-Frankfurt a. M., Oberlehrer Linz-Barmen, Superintendent D. Meyer-Zwickau („Wartburg“), Vereinsgeistlicher P. Meyer-Hannover („Hannov. Sonntagsblatt“), Dekan Ostertag-Rothenburg a. d. T. („Evang. Sonntagsbl. aus Bayern“), P. Pasche-Diestau („Deutsches Pfarrerbl.“), P. D. Rade-Marburg („Christl. Welt“), Senior u. Hauptpastor D. Ranke-Lübeck, Arzt Dr. Scheffer-Rockenhausen, Prof. D. Seeberg-Berlin, Bildhauer Prof. Dr. Siemering-Berlin, Prof. D. Smend-Göttingen, Archivrat Dr. August Sperl-Castell, P. Stuhrmann-Berlin („Die Wacht“), P. Stursberg-Freudenberg („Reform. Kirchenzeitung“), „Stuttgarter Evangel. Sonntagsblatt“, Amtsrat Thoma-Berlin, „Volkszeitung für Westdeutschland“-Barmen, P. Weller-Barmen („Der Leuchtturm“), P. Jul. Werner-Frankfurt a. M., P. Will-Straßburg („Ev.-Prot. Kirchenbote für Elsaß-Lothringen“), Prof. D. Witte-Halle, Prof. D. Wrede-Breslau, P. Wohlleben-Köln, Dekan Hoffmann-Speyer („Ev. Kirchenbote für die Pfalz“), P. Lic. Bindemann-Stettin („Bote für Pommern“), H. Rippler-Berlin („Tägl. Rundschau“), Generalsuperintendent Werner-Kassel.

Ausführung des Werkes.

Die bei den Sammelstellen eingehenden Gelder werden nach Abschluß der Sammlungen bei der Reichsbank deponiert. Die Verfügung darüber wie überhaupt die Geschäftsführung in Deutschland wird drei, von den Unterzeichnern zu bestimmenden Herren aus der Zahl der Obengenannten übertragen. Sie werden jährlich einen Rechenschaftsbericht veröffentlichen. Die Ausführung in Afrika werden gemeinschaftlich übernehmen: einer der bekannten Burengeneräle, der Moderator der vereinigten Kirche in Transvaal und ein Mitglied des Evang. Frauenbundes („Zusters-Vereeniging“) in Pretoria. Das Weitere wird nötigenfalls an Ort und Stelle erledigt.

Den Manen des Schlachtenmalers und Friedenskämpfers
Wassilj Wereschtschagin
(ertrunken beim Untergang des Petropawlosk).

„Obwohl sich die Menschen nicht mehr auffressen, schlachten sie sich doch ab, erschießen sich, erschlagen sich — mit derselben Wut und mit derselben Überzeugung von Würde und Gerechtigkeit ihrer Taten wie in früheren, sogenannten barbarischen Zeiten.“

„ . . . Welcher von diesen war mein geliebter Bruder? Ich habe die Kleiderreste genau betrachtet, die Schädelknochen, die Augenhöhlen, und — ich hielt es nicht aus: die Tränen flossen in Strömen, und lange konnte ich dem lauten Weinen nicht Einhalt gebieten.“ (Drei Monate nach Plewna) W. Wereschtschagin.

Aufheult der Dämon der Seeschlacht! Kolosse,
Stahlplatt gepanzert auf Rücken und Bauch,
Schleudern den Todessturm heißer Geschosse,
Minen erbersten in Qualm und in Rauch . . .

Eilig saust hin unter Wasser, saust weiter,
Naht sich der schlanke Torpedo daher,
Trifft — und mit tausenden tapferer Streiter
Sinkt, auf den Tod wund, das Schiff in das Meer.

Saget mir nicht, daß die Ehre der Sieger
Brauen schmückt herrlich mit Lorbeer im Kranz!
Herrlich? ein Blutsieg, den rasende Krieger
Wild sich errangen im mordenden Tanz? . .
Zuckende Leiber auf blutroten Feldern,
Stöhnen und Röcheln und Brüllen und Schrei'n —
Weinende Kinder und weinende Eltern —
Kann das ein Sieg für uns Menschen denn sein?

Schreitest du dort durch die blutroten Felder?
Heiland, mein Heiland, ich weine mit dir!
„War ich umsonst euch Erlöser, Entgelter,
Sterbend am Kreuze?" — Ich weine mit dir! . . .
Zuckende Leiber auf blutroten Feldern,
Sterbegewinsel im heillosen Schmerz . . .
Weine mit ihm, mit den Kindern, den Eltern
Blutige, schmerzende Tränen, mein Herz.

Schreitest du dort durch die blutroten Felder,
Christus, Gekreuzigter, hüllend dein Haupt?
Warst du umsonst uns Erlöser, Entgelter?
Hier liegt die Blüte der Menschheit — zerstaubt!
Hier fielen Brüder, zum Heile geboren,
Blutige Fetzen jetzt, zuckend im Krampf,
Knochenzermalmte jetzt! Dampfend gegoren
Hat sich den Schlachttrank der Satan im Kampf.

Führe uns an, o du göttlicher Meister!
Führ' uns zum Sieg über Haß, über Gier!
Führ' uns zum Sieg in dem Kampfe der Geister!
Heiland der Liebe, wir kämpfen mit dir!
Kinder des Lichtes, die Liebe geboren,
Bannen den Erzfeind wir tief in die Nacht . . .
Menschen, von Müttern mit Schmerzen geboren,
Auf! und verdammet die mordende Schlacht!

Milton am Hudson (Nordamerika), Mai 1904.
Wilhelm Benignus.

Vom Büchertisch.

Der Niedergang des Protestantismus. Eine religionsgeschichtliche Studie. Von Ferdinand Jakob Schmidt. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Dorotheenschule zu Berlin, Ostern 1904.) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1904. 1 ℳ.

Fassen wir das christliche Prinzip mit Paulus in das Wort: so wir im Geiste leben, so lasset uns auch im Geiste wandeln — wir leben aber im Geiste denkend und wir wandeln im Geiste handelnd, der Reflex im Gefühl ist der „Friede mit Gott" und der „Glaube" ist der Inbegriff dieser ganzen Lebendigkeit —, so mögen wir im Protestantismus die geschichtliche Entwicklung aus diesem Prinzip dahin gediehen sehen, daß der Vergeistigungs-Prozeß nicht mehr, wie im Katholizismus, sich darstellt in Klerus und Kirche und von da aus als Herrschaft über die außerhalb liegende geistlose Welt, sondern allgemein geworden ist und autonom, von der religiös-sittlichen Innerlichkeit, dem Unendlichen in uns ausgehend das ganze Gebiet der Endlichkeit erfassen und in den Geist (Wahrheit und Liebe) erheben soll.

In vortrefflicher, religions-philosophischer Entwicklung kommt der Verfasser ungefähr auf denselben Begriff des Protestantismus. Den Niedergang aber dieses Protestantismus sieht er unmittelbar gegeben in einer offenbaren Machtlosigkeit in unseren Tagen, da er nicht im stande ist, die Massen in den ihm aufgegebenen Vergeistigungsprozeß hineinzuziehen, sondern sie dem Versinken in einen Versinnlichungsprozeß schlimmster Art überlassen muß, während der Katholizismus ein wenn auch vorprotestantisches, aber doch immer noch wirkliches Vergeistigungsprinzip vertritt und darum seines Einflusses auf die Bewegung der Zeit sicher ist. Die Schuld aber des Protestantismus liegt in seinem Versinken in den Positivismus. Die auf seinem Gebiete gegenwärtig allein herrschende Theologie hat das Denken aus Glaube und Religion verbannt und baut mit dem allgemeinen Zeit-Positivismus auf Psychologie und Geschichtstatsächlichkeit, also auf „Sinnlichkeit", von deren Umstrickung sie nicht frei wird durch die Naivität, ein Stück dieser psychologischen und geschichtlichen Endlichkeitserscheinung in die Höhe der Absolutheit zu erheben. Ritschl's Schrift „Theologie und Metaphysik" ist das Manifest dieses theologischen Positivismus, mit dem die aufsteigende Entwicklung, die im Aufklärungsrationalismus des achtzehnten Jahrhunderts einsetzend und in der philosophischen Theologie der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sich vertiefend fortschreitend die Idee des Protestantismus in der Weiterführung seiner geistigen Autonomie entfaltete, abgebrochen oder wenigstens vor der Hand zurück gedrängt ist.

Es sind nur zwölf Blätter, aber zwölf Blätter voll schweren Ernstes. Ist es eine Chamade? Nein. Das Motto lautet: ὁ δε κυριος το πνευμα ἐστιν (2. Kor. 3, 17). Zwar schließt der Verfasser nur mit einem Wunsche: Zu Hütern dieser protestantischen Menschheitsidee sind vornehmlich die Philosophie und die Theologie berufen, aber beide sind ihrem Gotte untreu geworden und sind Aftergöttern nachgelaufen: weihe sie wieder zu reinen Priesterinnen deines Heiligtums, Genius des deutschen Volkes! Doch ist das Ganze eine Fanfare! Und wenn der Verfasser in einer Vorbemerkung die gegen Harnacks „Wesen des Christentums" gerichtete Schrift „Evangelium und Kirche" des katholischen Gelehrten Loisy in Paris die Veranlassung seiner Abhandlung nennt, weil dies Werk uns zeige, „vor welchen gefährlichen Abgründen der Protestantismus steht, und welche Spannkraft der Idee des Katholizismus noch innewohnt", und gelegentlich in dieser Beziehung auf Pfleiderer sich bezieht, der (Protestantenblatt 1904, Nr. 5) dazu ausruft: „man muß sich als Deutscher und Protestant tief, tief beschämt fühlen" — nun, so hat er ja schon auf einen Theologen hingewiesen, bei dem jene oben beschriebene Linie der aufsteigenden Entwicklung sich weiter geführt findet, Gott sei Dank; und er ist auch nicht der einzige! Freilich, wo sind die Nachfolger? M. F.

Ausgewählte Psalmen, übersetzt und erklärt von Prof. H. Gunkel. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1904. 270 S. 3,20 ℳ.

Wissenschaftliche Kommentare zum A. T. besitzen wir genug, aber eine so vorzügliche praktische Auslegung wie diese hat uns ein Fachgelehrter noch nicht gegeben. Behandelt sind 42 Psalmen, die religiös und ästhetisch wertvollsten und unserer Empfindungsweise am nächsten liegenden. Die Übersetzung ist genau und doch zugleich populär, in möglichstem Anschluß an die Lutherbibel und in rythmischer Gliederung. Auf jeden Psalm folgt die Erklärung, die wissenschaftlich und doch in allgemein verständlicher Form gehalten ist, unter Beiseitelassung aller rein kritischen Fragen. Zweck derselben ist nicht die Erbauung im landläufigen Sinn, sondern der: die Psalmen aus ihrer Zeit heraus verstehen zu lassen, „die Frömmigkeit der Psalmisten dem modernen Leser deutlich zu machen und ans Herz zu legen". Das ist G. trefflich gelungen. Möchte der verdiente Gelehrte doch auf dem betretenen Wege fortfahren, der Gemeinde eine auf sicherer wissenschaftlicher Forschung ruhende Bibelkenntnis zu vermitteln. A.

Die sittlichen Weisungen Jesu. Von Professor D. W. Herrmann. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1904. 1 ℳ.

Ein kleines aber hochbedeutsames Schriftchen, das den erweiterten Vortrag bringt, den H. auf dem vorigen evang.-sozialen Kongreß zu Darmstadt gehalten hat. H.s Ausführungen gipfeln darin, daß ein Teil der sittlichen Forderungen Jesu für uns unausführbar ist. Es ist eine falsche Frömmigkeit, die unbedingte Verbindlichkeit der Gebote der Bergpredigt zu behaupten, ohne sie doch im Alltagsleben irgendwie zu erfüllen. Man soll zugeben, daß diese Aussprüche keine für alle Zeiten gültige Regel darstellen, sie sind nicht für sich zu nehmen, sondern aus der gesamten Gesinnung Jesu heraus zu verstehen. Es kommt nicht darauf an, alles, was Jesus sagt, in blindem Glaubensgehorsam sich anzueignen; das hat Jesus nicht gewollt. Jesu Absicht war vielmehr, in den Menschen seine Gesinnung zu erzeugen, aus der heraus dann jeder von sich selber das Rechte treffen kann. Das ist der Weg, auf welchem Jesus unser Erlöser wird, indem er uns innerlich umwandelt, frei zu leben für andere.

Abendmahlsfeiern mit Einzelkelch. Ihre Notwendigkeit und Gestaltung. Von Professor Dr. F. Spitta und Superintendent R. Bürkner u. a. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1904 60 ₰.

Dieser Sonderabdruck aus der „Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst" enthält folgende Aufsätze: 1. Aktenmäßiges zur Abendmahlshygieine (ärztliche Gutachten 2c.). 2. Entwurf einer Abendmahlsfeier mit Einzelkelch 3. Der Einzelkelch (mit zwei Abbildungen). 4. Die Kelchfrage im Elsaß. 5. Die Praxis des Einzelkelches. 6. Der Abendmahlskelch und das Reichsgesundheitsamt. — Man hat hier ein reichliches Material beisammen, um sich über diese die kirchliche Gegenwart bewegende Streitfrage unterrichten und sich ein Urteil bilden zu können.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 32.

Bremen
Berlin.

6. August 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Herr von Mirbach und die Presse. — Zur Frauenfrage. — Ultramontanes aus Schlesien. — Nachrichten. — Anzeigen.

Herr von Mirbach und die Presse.

Die Presse aller Richtungen hält strenges Gericht über Herrn von Mirbach. Gerade die kirchlich interessiertesten Zeitungen erheben am lautesten ihre Stimme. Es ist, als ob eine von lange her angestaute Flut plötzlich entfesselt sich über den Oberhofmeister der Kaiserin ergösse. Es herrscht eine seltene Einmütigkeit von rechts und links. Wie wir über Herrn von Mirbach urteilen, ist von uns mit aller Deutlichkeit ausgesprochen worden. Jetzt ist es aber ein Gebot der Gerechtigkeit, darauf hinzuweisen, daß Herr von Mirbach an dem ganzen Skandal zwar die Hauptschuld, aber nicht die alleinige Schuld trägt. Auch die Presse, vor allem die kirchliche, ist mitschuldig. Sie hat unbegreiflicherweise zu der skrupellosen Arbeitsmethode des Herrn von Mirbach seit Jahren geschwiegen. Jedermann wußte, in welch rücksichtsloser Weise Herr von Mirbach die Gelder zu seinen Kirchenbauten aufbrachte. Jeder war empört über die Unsummen, welche der Prachtbau der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche verschlang. Aber die Presse schwieg. Der Aufruf erschien, in welchem zu freiwilligen Beiträgen für die Ausschmückung der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche mit kostbarer Mosaik aufgefordert wurde. Das „Protestantenblatt" (1902, Nr. 21, S. 167)*) hat damals auf das Unsinnige dieses Unternehmens hingewiesen, ganz besonders auch auf die in jenem Aufruf enthaltene Verheißung, daß die Liste der Geber den Majestäten vorgelegt werden würde. Wir haben damals auch mit scharfen Worten hervorgehoben, daß Berliner Generalsuperintendenten kein Bedenken getragen haben, den Aufruf durch ihre Namensunterschrift zu unterstützen. Aber die Presse schwieg. Es wäre vor allem die Sache der kirchlichen Presse gewesen, dem Vorfahren des Herrn von Mirbach entgegenzutreten. Sie hätte damals sagen müssen, daß, wenn man mit solchen Mitteln Kirchen aus Steinen baut, man die Kirche im Herzen unseres Volkes zerstört. Aber sie hat geschwiegen. Das ist ihre Schuld. Es fehlte ihr der Mut, dem allmächtigen Manne entgegenzutreten. Ja, die Häupter der Kirche selbst haben das Verfahren des Herrn von Mirbach mit ihrem Namen, mit ihrer Autorität gedeckt. So ist der Skandal in der Stille herangewachsen, bis eine Gerichtsverhandlung ihn zum Ausbruch brachte. Jetzt ist es leicht, der Entrüstung lärmenden Ausdruck zu geben. Hätte die Presse, besonders die kirchliche Presse, beizeiten ihre Schuldigkeit getan, so wäre der Oberhofmeister doch vielleicht rechtzeitig zu der Erkenntnis gelangt, daß aller kirchlicher Eifer zum Unsegen wird, wenn er nicht von sittlichen und religiösen Gesichtspunkten beherrscht wird.

Wir meinen, wenn jetzt über Herrn von Mirbach der Stab gebrochen wird, so darf man auch seine Mitschuldigen nicht vergessen. Sie vermögen durch alle Entrüstung, welche sie jetzt zur Schau tragen, sich von dieser Schuld nicht zu befreien.

Zur Frauenfrage

sendet uns Fräulein Liddy Stöcker ein Eingesandt, das wir gern unseren Lesern mitteilen, ob uns auch die Ausführungen, die doch wohl ein wenig einseitig sind, nicht ganz haben überzeugen können. Die Fragen sind ernst und schwer, so wird auch nur ernste Arbeit im ehrlichen Austausch der Meinungen sie lösen. Wir freuen uns solchen Austausches in unserem Blatt.

Fräulein Stöcker schreibt: In der Beilage zum „Protestantenblatt" „Zur kirchlichen Zeitgeschichte", vom

---

*) Das „Protestantenblatt" schrieb damals (24. Mai 1902) — leider vergeblich —: Der zwölfte Jahresbericht des Evangelischen Kirchenbauvereins für Berlin bringt den in der letzten Generalversammlung am 7. April vom Freiherrn von Mirbach erstatteten Bericht über die Tätigkeit des Vereins im verflossenen Jahre. Derselbe beschäftigt sich zum guten Teil mit dem inneren Ausbau der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, deren innere Wände und Wölbungen mit kostbarem Mosaik belegt werden. Es fehlt uns gewiß nicht an Verständnis für die Bedeutung der Kunst in unseren Gotteshäusern und Gottesdiensten, aber es muß doch darauf hingewiesen werden, daß der Kirchbauverein mit dieser doch nachgerade maßlosen Ausschmückung einer Kirche in dem „kirchenarmen" Berlin schon längst nicht mehr der Befriedigung des kirchlichen Bedürfnisses dient, sondern rein künstlerische Zwecke verfolgt. Vom Standpunkte des kirchlichen Bedürfnisses aus berührt es peinlich, wenn von einem zum Zwecke der Erbauung von Kirchen in dem „kirchenarmen" Berlin gegründeten Verein übergroße Summen ausgegeben werden für rein künstlerische Zwecke, während die andern zuschußbedürftigen, von der Stadtsynode abhängigen Gemeinden — und zwar mit vollem Recht — sich mit ihren Ausgaben streng auf das beschränken müssen, was dem rein kirchlichen Bedürfnis dient. Nun will der Kirchbauverein, anstatt mit aller Kraft an der Hebung des kirchlichen Notstandes in Berlin zu arbeiten, seinen kostspieligen künstlerischen Liebhabereien leben, so ist das seine Sache. Nur möge er dann nicht unter der Flagge des kirchlichen Interesses für seine Zwecke werben. Ganz anders dagegen verhält es sich mit einer Kundgebung, welche jetzt von ihm in Sachen der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche beschlossen ist. Um nämlich die Kirche nach dem aufgestellten Plan mit Mosaik auszuschmücken, ist noch über eine Million Mark nötig, die nun durch Sammlungen aufgebracht werden soll. Zu diesem Zweck wird ein Aufruf erlassen, in welchem sich folgende bezeichnende Stelle findet: „Wir wenden uns an unsere Mitglieder, sowie an unsere Freunde im Lande mit der Bitte, durch Zuwendung einmaliger größerer Gaben, deren Verzeichnis Ihren Majestäten dem Kaiser und der Kaiserin überreicht werden soll, die Ausführung dieses Plans möglich zu machen." Der Kirchenbauverein, der, um eine Kirche mit Mosaik zu schmücken, eine Million Mark zusammentreiben will, ahnt wohl nicht, daß er durch den von uns gesperrten Satz, durch das Versprechen, die Namen der Geber zur Kenntnis des Kaisers und der Kaiserin zu bringen, in vielen evangelischen Kreisen Anstoß erregt. Heißt das wirklich im Dienste der evangelischen Kirche arbeiten? Heißt das nicht, sehr menschliche, allzu menschliche Motive zu angeblich kirchlichen Zwecken aufrufen? Kann man sich wundern, wenn die Sozialdemokratie höhnt: So werden alle Kirchen gebaut? Ist keiner der hohen Geistlichen, die mit an der Spitze des Kirchenbauvereins stehen, im stande gewesen, dieses Ärgernis zu verhindern? Freiherr von Mirbach rühmt, daß das für die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche in einer Rixdorfer Fabrik hergestellte Mosaik so ausgezeichnet sei, daß „sogar das altehrwürdige Byzanz, welches vor anderthalb Jahrtausenden mit seinen herrlichen Mosaiken das Römische Reich schmückte, sich jetzt nach Rixdorf wende zur Wiederherstellung seiner wertvollen Kunstschätze". Ja, leben wir denn überhaupt noch in unserem alten protestantischen Berlin, oder leben wir nicht vielmehr in dem „altehrwürdigen Byzanz"?

16. Juli 1904 findet sich ein längerer Bericht — es ist der II. Teil — über den Frauenkongreß „von einer Frau," augenscheinlich einer Hausfrau.

Da in demselben Gebiete berührt sind, auf denen der Hausfrau praktische Erfahrung nicht möglich ist, so ist es vielleicht einer, die hier über Erfahrung verfügt, gestattet, ein paar Worte hinzuzufügen; denn dem, der in einer Arbeit drin steht, zeigen sich die Dinge oft anders als dem, der ihr von ferne zuschaut.

Wenn Verfasserin von den vielen Lehrerinnen schreibt, die nach ihrem Examen „bleich und nervös, oft fertig mit aller Kraft," dastehen, so möchte ich dem gegenüber nur die Frage aufwerfen, ob denn der Prozentsatz der Kranken und Nervösen unter den Frauen, die keinen Beruf haben, etwa soviel geringer ist. Soweit meine Erfahrungen reichen, ist eher das Gegenteil der Fall. Im übrigen pflegt wohl auch beim Mann nach bestandenem Examen eine gewisse Nervösität und Abgespanntheit einzutreten.

Wenn Verfasserin der Frau, die den „unwiderstehlichen Drang in sich fühlt, zu studieren", das gestatten will und meint: „Es sind ihr darin ja schon viele Wege offen", so wird wohl jede studierende oder studierte Frau dahinter ein großes Fragezeichen setzen. Wir alle, die wir ein Studium betreiben, sei es, welches es sei, wir wissen ganz genau, daß wir uns da noch jeden Fußbreit Boden zu erkämpfen haben. Ich brauche hier ja nur daran zu erinnern, daß z. B. in Preußen sämtliche studierende Frauen — Abiturientinnen wie Lehrerinnen — nur als Hospitantinnen zugelassen sind; daß es völlig in das Belieben der einzelnen Dozenten gestellt ist, ihnen Zutritt zu ihren Vorlesungen zu gewähren oder nicht, und daß jede einmal gegebene Erlaubnis von Semester zu Semester neu eingeholt werden muß, also auch jederzeit wieder zurückgezogen werden kann.

Wie viel Schwierigkeiten außerdem der mit der Lehrerinnenbildung die Universität beziehenden Studentin sich ergeben, (ich erinnere nur an das Nachholen der alten Sprachen 2c.) braucht wohl nicht nicht weiter ausgeführt zu werden. Trotzdem wird die Möglichkeit gymnasialer oder realgymnasialer Vorbildung nach Kräften erschwert — in ganz Preußen sind vielleicht 6—8 Mädchen-Gymnasien und Realgymnasien — und der einfachste und natürlichste Weg, wie ihn Baden z. B. beschritten hat, Teilnahme der Mädchen am gymnasialen Unterricht der Knaben, — ist in den meisten Bundesstaaten nicht gestattet.

Wenn weiter darauf hingewiesen wird, daß doch heute unsere akademisch gebildeten Männer schon große Schwierigkeiten hätten, in den Beruf zu kommen, — der Gedanke ist wohl: also mache die Frau ihnen nicht noch Konkurrenz — so wäre ja die einfache Konsequenz dieser Behauptung — sie ist einigermaßen grotesk — daß die Frau, die aus sozialen Gründen zu einem Beruf greifen muß, am besten täte — freiwillig zu verhungern. Sie macht ja immer den armen Männern Konkurrenz.

Was aber die „studierten Durchschnittsmenschen" betrifft, so brauche ich hier wohl nur auf ein Wort von Professor Harnack hinzuweisen, daß auch auf dem Kongreß gesprochen wurde. Harnack erklärte, das die Erfahrungen, die er bisher mit den Studentinnen gemacht habe, die allerbesten seien. Sie hätten, was Fleiß und Leistungen anbetrifft, immer zu den ersten gehört.

Endlich noch eine Bemerkung zu der Betrachtung über „die Frau als Predigerin".

Es ist nur aufs allerlebhafteste zu bedauern, daß die Verfasserin des Berichts nicht während des Kongresses die Möglichkeit benutzte, Reverende Shaw zu hören. Es gehörte das entschieden zu den größten Vorzügen jener acht Tage. Wo man diese Frau hörte, sei es als Referentin, sei es als Diskussionsrednerin, als Predigerin, oder im Privatgespräch, — überall hatte man den Eindruck, nicht nur einer vorzüglichen Rednerin, sondern einer bedeutenden Persönlichkeit. Vielleicht ist es nicht nur Zufall, daß gerade diese Frau sich den Predigerinnenberuf erwählt hatte.

Wenn ich diesen Beruf hier gerade als Frauenberuf verteidigen möchte, (gegenüber der Verfasserin in Nr. 16, die ihn, — ich weiß nicht, wofür ansieht — sie stellte ihn jedenfalls in Gegensatz dazu —) so werde ich mich fast überall an Reverende Shaws eigene Worte halten können.

Was heißt Geistlicher sein? Ein Hirt sein, für die Armen sorgen, sich der Elenden und Bedürftigen annehmen. Wer könnte das besser als eine Frau? Prediger sein heißt überreden; nicht durch Vernunftgründe gewinnen, sondern überreden. Welche Frau könnte nicht überreden!

So zeigen sich zwei Seiten des kirchlichen Amts: Seelsorge und Predigt. Sorgen für andere versteht die Frau besser als der Mann. Predigen verstehen einige Männer besser als Frauen und einige Frauen besser als Männer.

Weil in der Seelsorge oft die delikatesten Dinge vorkommen, kann die Frau nicht Predigerin werden? Gerade deswegen soll sie es werden. Denn wie viele Frauen werden sich in solchen „delikaten" Fragen wohl an eine Frau wenden, nicht aber an den Geistlichen.

„Auf der Kanzel braucht die Kirche die Frau nicht." ?

Mir scheint, gerade auf der Kanzel braucht die Kirche die Frau. Wenn unsere Kirchen heute so vielfach leer sind, wenn Religion etwas ist, um das „der Gebildete" sich nicht zu kümmern braucht, sollte, nicht der Grund dafür auch darin liegen, daß unsere Kirchen, soweit es sich um Aktivität in der Kirche selbst handelt, nur Männerkirchen sind, daß, ebenso unprotestantisch wie unchristlich, den Frauen hier jede eigentliche Betätigung, jedes kirchliche Amt entzogen ist, das die alte Kirche Frauen stets gewährt, und das selbst das Mittelalter noch einzelnen außergewöhnlichen Frauen ließ.

Erst wenn Mann und Frau auch hier zusammenarbeiten, wenn auch hier jene furchtbare Einseitigkeit aufhört, die alles nur in männlicher Beleuchtung sieht, dann werden wir auch einen Fortschritt der Religiosität erwarten dürfen. Wir wollen Frauen als Predigerinnen, weil die Welt sie braucht. Liddy Stöcker.

Ultramontanes aus Schlesien.

Einen charakteristischen Beleg für die Ausübung des Aufsichtsrechtes, welches die Ultramontanen über jede Regung evangelischen Geistes für sich in Anspruch nehmen, bietet wieder einmal die „Schlesische Volkszeitung" vom 6. Juli. Auf der Wohlauer Kreissynode, in welcher Landrat Dr. jur. v. Engelmann durch Akklamation in den Vorstand gewählt worden war, gelangte ein vom Pfarrverein der Diözese gestellter Antrag auf Aufhebung des § 166 des Strafgesetzbuches zu einstimmiger Annahme. Wenige Tage darauf erhielt der Landrat in dem Koppschen Organ einen deutlichen Rüffel eben wegen dieser Abstimmung, zumal er ja sonst die Katholiken „z. B. bei den Wahlen sehr zu schätzen wisse". Dr. v. E. schreibt im Eingang seiner Entgegnung vom 7. Juli ganz energisch: „Wenn für Ihren Berichterstatter mit Rücksicht auf die Tatsache, daß der Antrag einstimmig angenommen worden ist, und daß ich in der Sitzung anwesend war, lediglich der Schluß übrig bleibt, daß ich für den Antrag gestimmt hätte, so ist eine derartige Schlußfolgerung mindestens leichtfertig." Wie freuten wir uns dieser kräftigen Antwort! Wir hofften, der Herr Landrat würde nun weiter gründlich zu verstehen geben, daß er sich seine eigene Meinung über § 166 nicht erst mit Hülfe der „Volkszeitung" bilden könne, daß er seine landrätliche Fürsorge auch den katholischen Kreisinsassen ganz unabhängig von dieser Meinung widmen werde, daß er sich vor allem eine Belehrung über seine Pflichten und Aufgaben von dieser Seite aus aufs entschiedenste verbitten müsse u. a. m., aber: „Im vorliegenden Falle hatte ich aber hierselbst Kassenrevisionen vorzunehmen, so daß ich erst nach Winzig kam, als bereits die Tagesordnung der Synode und damit der oben erwähnte Antrag, der übrigens

nicht auf der Tagesordnung gestanden hatte, erledigt war." Wie schade! Im Grunde nun doch nur eine Unschuldsbeteuerung anstatt einer klaren Zurechtweisung! Die Stellung des Herrn Landrats zu § 166 mag hier außer Kritik bleiben, aber das hätten wir doch von einem Mitglied des Synodalvorstandes erwarten dürfen, daß er sich nicht gar so eifrig und ängstlich bemüht zeigte, sich in den Grenzen der von der ultramontanen Regierungspartei vorgeschriebenen und approbierten Gesinnung zu halten. Und wann endlich wird in allen Kreissynoden nicht mehr so viel Wert darauf gelegt werden, daß dekorative Persönlichkeiten den Vorstand zieren, als vielmehr Männer, die nicht gesonnen sind, die übergroße Willfährigkeit der staatlichen Behörden römischen Anmaßungen gegenüber zu unterstützen und mitzumachen!

Nachrichten.

Allgemeines.

Universität. Das 1874 begründete Eisenacher Kartell Akademisch-theologischer Vereine hielt in der Pfingstwoche seinen Kartelltag in Eisenach. Das Kartell ist durch seine Vereine in Berlin, Breslau, Erlangen, Gießen, Göttingen, Greifswald, Halle, Heidelberg, Königsberg, Leipzig, Straßburg vertreten. Sein beiden ältesten Vereine, Bonn und Berlin sind 1849 bezw. 1853 begründet. Die Zahl der lebenden alten Herren, von denen eine große Zahl akademische Dozenten sind, beträgt 2032. — Immer wieder hat man dem Kartell liberale Tendenzen vorgeworfen. Aus eigener Kenntnis wissen wir, daß seine Vereine der wissenschaftlichen Durchbildung und der Charakterentwicklung ihrer Mitglieder dienen wollen, und bei ihrer Arbeit durch das freie Auftreten der verschiedensten Meinungen die gegenseitige Achtung unter theologischen Gegnern fördern.

Straßburg. In Ergänzung unserer Notiz in voriger Nummer wird uns aus dem Reichslande geschrieben:

„Holtzmanns Nachfolger ist nunmehr ernannt. Der Jenenser von Dobschütz wird an seine Stelle treten. Er ist noch jung an Jahren, und so kann für ihn unter keinen Umständen etwas Verletzendes darin liegen, wenn wir sagen: ersetzt ist uns Holtzmann nicht. Ohne weiteres ist man aber in weiten Kreisen ob seiner Ernennung schon darum zufrieden, weil sie doch nicht gegen den Vorschlag der Fakultät geht, die ihn mit Deißmann-Heidelberg und Barth-Genf der Regierung namhaft gemacht hatte. Wenn die Positiven unzufrieden sind, wie das aus ihren Blättern hervorgeht, so findet auch das seinen Grund wohl zunächst weniger in der Persönlichkeit und Parteistellung des jungen Professors, als eben gerade in dem Umstande, daß er von der Fakultät präsentiert wurde. Man hätte auf dieser Seite andere Vorschläge zu machen gehabt. Gewiß ist selten der Lösung einer Professorenfrage an theologischer Fakultät mit größerer Spannung entgegen gesehen worden, als es hier der Fall war, wo es sich um den Nachfolger Holtzmanns handelte, und das nicht nur in theologischen, sondern eben so sehr auch in den anderen akademischen Kreisen. Auch darin zeigte sich die beherrschende, universale Stellung Holtzmanns im Straßburger Universitätskörper; man verspürte: mit Holtzmann verliert nicht allein die Straßburger evangelisch-theologische Fakultät, sondern die gesamte Kaiser Wilhelms-Universität eine, wenn nicht gar ihre Zier. Möchte die Wehmut, mit der man Holtzmann scheiden sieht, seinem Nachfolger einigermaßen die Bahn weisen, die ein Universitätslehrer zu gehen hat: den Weg der Wahrhaftigkeit und Selbständigkeit vor allen Dingen! Kommt hinzu die Kraft des Geistes und die Ausgestaltung einer christlich-edlen Persönlichkeit, wie sie uns Holtzmann dargeboten hat, so sind die Ansprüche, die man an einen Professor im allgemeinen, an einen Professor der Theologie im besonderen stellen darf, ganz sicher glücklich befriedigt."

Ferner wird uns dazu geschrieben: **Zu Holtzmanns Abgang.** Wie es zu erwarten stand, hat sich Holtzmann alle die ihm anläßlich seines Abganges zugedachten akademischen Ehrungen verbeten. Das einzige, was zulässig war, ist dies, daß er in seiner Privatwohnung eine Abordnung des Studentenausschusses empfing. Im übrigen bereitete ihm seine theologische Zuhörerschaft eine sinnige Ehrung damit, daß sie, als er am Freitag, 29. Juli, abends 5 Uhr, sein letztes Kolleg über spezielle Einleitung ins Neue Testament las, ihm das Katheder mit Blattpflanzen geschmückt hat. Auch mehrere Pfarrer hatten sich zu dieser Vorlesung eingefunden. Ihnen, seinen einstigen Schülern und den Studenten sagte er bewegt zum Schluß der Vorlesung ein schlichtes Abschiedswort: Das geistige Band, das Lehrer und Schüler umschlinge, sei eines jener geistigen Güter, welche die Menschheit über den bloßen Haufen eines gesellschaftlichen Konglomerates hinaus heben. Ebenso sei die Religion eines dieser Güter, das feststehe und immer stehen werde; so auch die Wissenschaft. Ihm seien Religion und Wissenschaft nicht divergierende, sondern konvergierende Linien, dies darzutun, sei sein Lebenszweck gewesen. Wie gerne hätten wir's dem verehrten Greise zugerufen aus dankerfülltem Herzen, daß sein Lebenszweck kein verfehlter gewesen. Doch das weiß Holtzmann. Jede Kundgebung wäre hier Profanation geworden. Möge sein helles Auge noch manches Jahr in diese Welt blicken, seine Persönlichkeit uns lange noch einen Weg zeigen durch die mancherlei Probleme, die sie dem Menschengeist und Menschenherzen darbietet.

Die Herbergen zur Heimat haben in Bonn das Fest ihres 50jährigen Bestehens gefeiert. Wir erwarten einen Bericht und begnügen uns zunächst mit dieser Notiz.

Protestantisches.

Aus dem **Großherzogtum Hessen** geht uns ein Schreiben zu, das die Rückgabe der Protokollbücher der evangelischen Pfarreien an die Pfarrämter fordert, die nach einem französischen Gesetz von 1792 zur Zeit der Franzosenherrschaft an die Bürgermeistereien, an die damals die Führung der Personenstandesregister überging, ausgeliefert werden mußten. Es wird darauf hingewiesen, daß neben den Eintragungen amtlicher Art sich in diesen Büchern Notizen der Pfarrer finden über Kriegslasten, Einquartierungen, Brände, Himmelserscheinungen, Seuchen usw., die für die Geschichte des Ortes von Interesse sind, die aber jetzt unbenutzt bleiben. Zwar hat das Ministerium die Benutzung dieser Bücher und deren Ausleihen freigegeben, die Zuschrift aber meint, daß sie in den Pfarrarchiven sicherer aufgehoben wären und dann bei dem erweckten Interesse des Pfarrerstandes für Orts- und Landesgeschichte reichlicher benutzt werden würden.

(Nassau.) Eine Petition zur Rettung der nassauischen Simultanschule vor dem konservativ-nationalliberalen Kompromiß zirkuliert in sämtlichen Orten. Es heißt in ihr: „Dem hohen Haus ist ein Gesetzentwurf vorgelegt, durch welchen als Regel in Preußen die Konfessionsschulen eingeführt und Ausnahmen nur aus besonderen Gründen gestattet sein sollen. Dieser Gesetzentwurf hat unsere Bevölkerung in hohem Maße beunruhigt. Die Simultanschule ist bei uns schon bald 90 Jahre gesetzlich eingeführt, nachdem sie aber auch schon vorher tatsächlich in ganz Nassau bestanden hat. Wohl kein Bundesstaat hat bessere Schulen aufzuweisen. Dabei ist dem religiösen Sinn der Bevölkerung durch den simultanen Schulunterricht in keiner Weise Abbruch getan worden, unsere Bevölkerung hat im Gegenteil nicht nur das eigene Bekenntnis schätzen, sondern auch das andere achten gelernt. Gerade hierauf legen wir aber ganz besonderen Wert, denn diese Achtung fördert den Frieden in Gesellschaft, Gemeinde und Staat."

Ausland.

(Österreich.) Aus Salzurg erfahren die Zeitungen von dem Vermächtnis der im Asyl der barmherzigen Schwestern

verstorbenen Witwe des italienischen Generals von Beccagni, geb. Gräfin von Firmian, dessen Zinsen in Höhe von 3200 Gulden die Erblasserin für 13 bis 14 evangelische Waisenkinder aus Salzburg und Umgegend bestimmt hat. Sie sagt selbst, daß sie dies getan, um eine Schuld abzutragen, die einer ihrer Ahnen, der Fürsterzbischof Leopold Anton von Salzburg, durch die gewaltsame Bekehrung und die Vertreibung seiner evangelischen Untertanen mitten im strengen Winter 1731—32 auf sich geladen hat.

(Schweiz.) Im Kanton Zürich werden die Geistlichen und Lehrer alle sechs Jahre wieder zur Wahl gestellt (die anderen Ämter alle drei Jahre). In diesem Frühjahr hat die Wiederwahl stattgefunden und die „Chr. d. chr. W." 30 kann berichten, daß von 800 Lehrern 7, von 171 Pastoren 2 nicht wiedergewählt worden sind. In zwei weiteren Fällen, in denen die Gemeinde eine Änderung wünschte, sind durch Vorstellungen der Kirchenpfleger die Geistlichen zum freiwilligen Rücktritt veranlaßt worden. — Professor D. Furrer hat („Chr. d. chr. W." 30) in seiner freisinnigen Gemeinde in Zürich in 20 Bibelstunden das Marcusevangelium mit Heranziehung der Bergpredigt vor noch zuletzt wenig unter 1000 Zuhörern ausgelegt. — Natürlich ein neues Zeugnis für die Untätigkeit liberaler Geistlicher und die Interesselosigkeit der liberalen Laien!

(Frankreich.) Die „Civilta cattolica", 2./7., bringt den Rechenschaftsbericht von Lourdes für das Jahr 1903. Die „Elberf. Ztg." entnimmt diesem Bericht folgende Zahlen: In diesem Jahre sind 206 Pilgerzüge in 231 Sonderzügen eingetroffen. Die Teilnehmerzahl wird auf 200 000 geschätzt. Rechnet man die Einzelpilger zu dieser Zahl noch hinzu, so werden eine halbe Million von Gläubigen in der Zeit von April bis Oktober 1903 an der Grotte gebetet haben. Die Zahl der verschickten Wasserflaschen erreichte 101 900, 27 800 Messen wurden an den Altären der Basilika gelesen, und 244 000 Pilger gingen dort zum Abendmahl. Die Gebetsempfehlungen beliefen sich auf 1 138 000. Der Danksagungen für besondere Gnadenerweise waren 33 714. An Votivandenken in Marmor wurden 385 gestiftet, die Votivkerzen aus Metall, die geschenkten Edelsteine usw. lassen sich gar nicht zählen. Sapienti sat.

(Süd-Amerika.) Der Bericht des evangelischen Vereins für die La-Plata-Staaten teilt mit, daß der Versuch, die zerstreuten Gemeindeglieder durch einen Reiseprediger bedienen zu lassen, gut gelungen ist. Der ausgesandte Pastor Nelke hat überall freudige und dankbare Aufnahme gefunden.

(Süd-West-Afrika.) Die Rheinische Mission hat im Aufstandgebiet 10 Stationen mit 17 Außenstationen, 15 Missionare, 7500 Gemeindeglieder, 1590 Taufbewerber. Die Mission ist heftig angegriffen worden, auch vom Reichskanzler, weil sie über das Verhalten der Kolonisten schlimme Dinge an die Öffentlichkeit gebracht hat. Da taucht wieder die Frage auf wie schon bei den chinesischen Wirren, aber aus anderem Grunde: „Wohin gehören die Missionare mit Herz und Arbeit, auf die Seite der Eingeborenen oder der Eroberer?" So kurzer Hand wird das nicht zu entscheiden sein. Natürlich sind die Kreise der kolonialen Herrenmenschen empört über die Missionare, deren Aufsicht ihnen naturgemäß peinlich genug sein mag. Die koloniale Zeitschrift prägt folgendes schöne Urteil: „Malaria, Schwarzwasserfieber, Heuschrecken, Mission; so unausrottbar erstere, so ist es auch leider die letztere. Wir streben dahin, der Mission den Geldstrom abzugraben, der ihr aus Deutschland zufließt." Pfarrer Anz aus Windhuck hat freilich in der „Chr. W." die Ansiedler in Schutz zu nehmen versucht gegen die Angriffe derer, die da meinten, jene seien denn doch ein wenig weit davon entfernt, „Kulturträger" gewesen zu sein, er hat doch ihre Schuld nicht leugnen, nur mildern können, und wenn die „Koloniale Zeitschrift" doch wohl die Interessen und Gedanken von Kolonialkreisen vertritt, so ist ihr Urteil über die Mission geeignet, die Verteidigung von Anz noch weiter abzuschwächen. Recht hat Anz gewiß, wenn er feststellt, daß jene auch von ihm zugegebenen Handlungen von Kolonisten nicht der einzige, nicht der Hauptgrund für den Aufstand gewesen sind, sondern der seit Jahren gehegte Wunsch und der seit Jahren vorbereitete Plan, die fremden Eindringlinge aus dem Lande zu weisen. Deutschland hat nun die schöne aber schwere Aufgabe, ein Vorbild zu geben, wie eine christliche Kulturmacht im 20. Jahrhundert kolonisieren soll, es mag sich hüten, seine Vorbilder in der Vergangenheit (Spanien, England) zu suchen, hier gilt es neues schaffen mit dem durch die Errungenschaften des 19. Jahrhunderts an religiöser und sittlicher Vertiefung geschärften Gewissen.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

S. Roeder's
Bremer Börsenfeder.

Anerkannt beste Schreibfeder.
Ueberall zu haben; jedoch nur echt mit dem Namen: Roeder.

Rheumatismus-
und Gicht-Kranken teilt unentgeltlich mit, was ihrer lieben Mutter nach jahrelangen, gräßlichen Schmerzen sofort Linderung und nach kurzer Zeit vollständige Heilung brachte.
Marie Grünauer
München, Pilgersheimerstr. 2/II.

Probe-Nummern des Protestantenblattes
werden bereitwilligst überallhin gratis und franko versandt.
Bremen. Verlag des Protestantenblattes.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik.
Programm kostenfrei.
Lehrwerkstätte

Magenleidenden
teile ich aus Dankbarkeit gerne u. unentgeltlich mit, was mich von qualvollen Magenbeschwerden und Magenkrämpfen befreit hat.
Frau L. Woell,
Querstraße 6
Göppingen i. Wttbg.

Dr. O. Veeck,
Phantasie und Religion.
Bremen, M. Nössler.
81 S. Mk. 0.80.
„In besonnener und freimütiger Weise erläutert der Verfasser den Einfluß der Phantasie auf Mythos und Religion." (Alfred Biese in der „Deutschen Literaturzeitung".)

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.